

Ein jungendliches Fach. Ein persönlicher Rückblick auf 40 Jahre in der Soziologie¹

Christoph Deutschmann

Die Bezeichnung dieser Veranstaltung als »Abschiedsvorlesung« ist etwas missverständlich, denn ich will mich ja keineswegs von der Universität oder gar der Wissenschaft verabschieden. Ich möchte nicht aufhören zu arbeiten, werde allerdings meinen regulären Dienst an der Universität Tübingen zum 1. Oktober dieses Jahres beenden. Das ist eine Zäsur, die man sich bewusst machen und die man auch feiern muss. Ich habe mir überlegt, dass es vor allem für die Jüngeren unter Ihnen interessant sein könnte, wenn ich den Versuch mache, meine nun immerhin fast 40jährigen beruflichen Erfahrungen in der Soziologie zu resümieren. Als Leitmotiv habe ich eine Aussage über die Soziologie gewählt: »Ein jungendliches Fach«. Natürlich ist das eine Anspielung auf Max Weber, der die historischen Wissenschaften, zu denen er auch die Soziologie zählte, so charakterisiert hat. Wenn ich auf mein eigenes studentisches und berufliches Leben zurück blicke, scheint mir kaum etwas dafür prägender gewesen zu sein als eben diese Situation der Soziologie als jungendliches Fach.

Inwiefern ist die Soziologie ein »jungendliches« Fach? Zunächst einmal einfach deshalb, weil sie erst eine relativ kurze Geschichte hat. Die Idee der »Gesellschaft« geht zwar schon auf die Aufklärungszeit zurück, aber die Disziplin selbst ist kaum 100 Jahre alt. Als akademisches Lehrfach hat die Soziologie sich in Deutschland aber erst nach dem 2. Weltkrieg etabliert (in den USA und auch in Frankreich etwas früher). Noch 1960 gab es in ganz

1 Überarbeiteter Text meiner Abschiedsvorlesung an der Universität Tübingen am 14.7.2010

Deutschland erst 25 Ordinariate für Soziologie (Lepsius 1979: 49). In Tübingen gibt es die Soziologie erst seit 1961; demnächst werden wir also unseren 50. Gründungstag feiern. Für eine wissenschaftliche Disziplin ist das noch kein Alter. Gerade an einer so traditionsreichen, mehr als 500 Jahre alten Universität wie der unseren tritt der Altersunterschied zu den etablierten Disziplinen – wie der Theologie, der Jurisprudenz, der Philosophie und Medizin – umso deutlicher hervor. Das gilt allerdings nicht nur für die Soziologie, sondern im Grunde für unsere gesamte (ehemalige)² Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften. Aus der Sicht der Mitglieder der alteingesessenen Fakultäten müssen wir geradezu als Emporkömmlinge erscheinen. Während der Entstehungszeit der Soziologie vor gut hundert Jahren gab es ausgedehnte Kontroversen darüber, ob man so ein neues Fach wie die Soziologie überhaupt braucht. Wilhelm Dilthey zu Beispiel war der Meinung, die Soziologie sei unnötig, weil ihre Gegenstände ja zum traditionellen Bereich der Geschichtswissenschaften gehörten und dort auch gut aufgehoben seien. Heute werden solche Meinungen nicht mehr so offen geäußert, aber ich würde meine Hand nicht dafür ins Feuer legen, dass es sie nicht noch immer gibt.

Jugendlich ist die Soziologie auch hinsichtlich ihrer inhaltlichen Orientierung. Man kann die Soziologie zwar, wie Max Weber klargestellt hat, nicht einfach mit der Geschichtswissenschaft gleichsetzen, denn mehr als die Geschichtswissenschaft ist sie ja auf Verallgemeinerung, auf Typisierung und Theoriebildung ausgerichtet. Mit der Soziologie verbindet sich die Ende des 18. Jahrhunderts aufgekommene modern-aufklärerische Idee, dass die Geschichte gewissermaßen ihren Modus verändert hat: Wir »erleiden« sie nicht länger nur, sondern können sie – zumindest in einem gewissen Ausmaß – auch selber in Regie nehmen. Dazu müssen wir die Folgen kollektiver Entscheidungen absehen können, und dafür wiederum brauchen wir Modelle, Hypothesen und empirisch fundierte Theorien. Aber so leicht lässt die Geschichte sich nicht abschaffen. Das merken wir an der Erfahrung, dass bei unseren soziologisch begleiteten Versuchen der Gesellschaftssteuerung keineswegs immer nur das Geplante herauskommt; manchmal kommt sogar dramatisch Anderes heraus. Auch soziologische Modelle, Typisierungen und Theorien bewegen sich also auf dem Boden

2 Die Tübinger Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften hat sich im Juli 2010 aufgelöst und wird ab dem Wintersemester 2010/11 in der neugeschaffenen Großfakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften aufgehen.

der Geschichte; insofern ist die These der Nähe von Soziologie und Geschichte nicht falsch. Die Fragestellungen und Relevanzkriterien, nach denen unsere Theorien gebildet werden, wechseln je nach den Umständen und sind in hohem Maße historisch kontextabhängig. Das bringt auch eine Abhängigkeit von Moden und Zeitgeistströmungen mit sich, die ein Problem unseres Fachs ist. Aber diesem Problem können wir letztlich nicht enttrinnen. »Es gibt Wissenschaften«, sagt Max Weber, »denen ewige Jugendlichkeit beschieden ist, und das sind alle historischen Disziplinen, alle die, denen der ewig fortschreitende Fluss der Kultur stets neue Problemstellungen zuführt. Bei ihnen liegt die Vergänglichkeit aller, aber zugleich die Unvermeidlichkeit immer neuer idealtypischer Konstruktionen im Wesen der Aufgabe« (Weber 1982: 206). Dazu kommt der anscheinend unausrottbare Pluralismus der methodischen und theoretischen Ansätze; es gibt bei uns, anders als zum Beispiel bei den Wirtschaftswissenschaften, keinen »mainstream«. Das bedeutet zwar nicht, dass wir wissenschaftlich völlig von der Hand in den Mund leben und immer wieder ganz von vorn anfangen müssen. Aber der Fortschritt zu tieferen, allgemein anerkannten Erkenntnissen ist bei uns besonders mühsam, sehr viel mühsamer jedenfalls als in den Naturwissenschaften.

Das Grundproblem, auf das man diese Schwierigkeiten zurückführen kann, ist das der undefinierbarkeit unseres Gegenstandes. Unser Thema ist »die Gesellschaft« – aber was ist das? Was immer sie ist – sie ist jedenfalls eine Realität, die sich nicht von außen beobachten lässt, dann auch als wissenschaftliche Beobachter sind wir ja immer schon Teil der Gesellschaft. Auch wissenschaftliche Beobachtungen können immer nur *in* Gesellschaft stattfinden. In unseren Beobachtungen müssen wir uns also immer zugleich selber beobachten; wir müssen in unseren Beschreibungen der Gesellschaft gleichsam ein Kästchen vorsehen, in dem wir selber vorkommen. Das ist eine logisch eigentlich unmögliche Gratwanderung, bei der man leicht abstürzen kann und für die es nie eindeutige und endgültige Lösungen geben kann. Eine definitive Bestimmung und Theorie der Gesellschaft können wir nicht liefern, dann wären wir nicht Soziologie, sondern Theologie. Das macht es uns schwer, uns akademisch zu etablieren und verurteilt uns zur Jugendlichkeit.

Soviel zur Jugendlichkeit der Soziologie. Inwiefern hat sie nun meine eigene berufliche Entwicklung geprägt?

Die erste Frage ist: Wie konnte man vor gut 40 Jahren überhaupt dazu kommen, dieses damals noch ziemlich unbekanntes Fach zu studieren? Entscheidend für mich waren zunächst Zeitpunkt (WS 67/68) und Ort (Frankfurt/Main). Die Studiensituation in Frankfurt wurde in den Jahren 1967 bis 1969 durch kaum etwas anderes so stark geprägt wie durch den damaligen Aufschwung der Studentenbewegung. Gleich nach Semesteranfang wurde das Büro des Rektors Rüegg im Protest gegen die technokratische Hochschulreform (oder waren es die Notstandsgesetze? Ich weiß es nicht mehr) besetzt. Während meiner ersten Semester war wegen der vielen studentischen Streiks, Demonstrationen, go-ins, sit-ins, »Umfunktionsierungen« von Lehrveranstaltungen usw. oft an einen normalen Studienbetrieb nicht zu denken. Die vorherrschende Meinung unter den Studierenden war, dass jeder anständige Mensch an dieser Bewegung teilnehmen müsse, und auch ich konnte mich dem nicht entziehen. Aber um teilzunehmen und mitdiskutieren zu können, brauchte man viel Wissen. Das Niveau vieler studentischer Theoriediskussionen war deutlich höher als in heutigen studentischen Veranstaltungen. Im Grunde musste man mit dem ganzen Kanon der kritischen Theorie vertraut sein, das heißt, nicht nur mit den Texten der Frankfurter Autoren selbst (Adorno, Horkheimer, vor allem Marcuse, der ja eigentlich kein »Frankfurter« war), sondern auch mit der intellektuellen Tradition, aus der sie stammten: das heißt mit der Aufklärungsphilosophie, mit den Schriften von Marx und Freud, mit der marxistischen und psychoanalytischen Literatur. Das Studium der Texte der Frankfurter Autoritäten war teilweise eine etwas heikle Angelegenheit, weil die Autoren – vor allem Horkheimer – selber gar nicht wollten, dass ihre frühen Veröffentlichungen wieder ausgegraben wurden; sie befürchteten, der Kommunistenfreundlichkeit verdächtigt zu werden. Die Texte waren deshalb teilweise nur als illegale Kopien zugänglich. Das machte die Sache aber nur umso reizvoller. Den Zugang zu all dem bot nur das Studium der Soziologie. Das bewog auch mich, das Studium der Psychologie, mit dem ich zunächst begonnen hatte, gegen das der Soziologie einzutauschen. Die Lektüre der Texte der kritischen Theorie erschien mir relevanter als die gedächtnispsychologischen Experimente (konkret ging es um das Memorieren sinnloser Silben), die ich als Student der Psychologie im ersten Semester durchzuführen hatte.

Ich besitze noch heute eine Ausgabe des »Spiegel« aus dem Mai 1968, auf der Titelseite sieht man brennende Autos in Paris. In dem Heft findet sich auch ein Artikel über das neue Studium der Soziologie und die da-

durch eröffneten Berufsaussichten. Der Autor stellte die besorgte Frage: Was kann bei diesem Fach Anderes herauskommen als die Heranzüchtung von Berufsrevolutionären und akademischen Proletariern? Das war in dieser Einseitigkeit falsch. Richtig aber war: Wir machten uns damals über unsere Berufschancen keine großen Gedanken. Es herrschte Vollbeschäftigung, und ganz besonders waren Akademiker noch knapp und gefragt. Die allgemeine stillschweigende Annahme war, dass es nach dem Studium auf jeden Fall irgendwie weitergehen würde. Anpassen würde man sich später ja immer noch können.

Außerdem spielten *große Männer* eine wichtige Rolle. Die Autoritäten des Fachs – nicht nur die Frankfurter Heroen, sondern auch Ralf Dahrendorf, Hans Paul Bahrdt, Heinrich Popitz, Hans-Peter Dreitzel (Luhmann und Habermas waren damals noch nicht so bekannt, wurden aber schon als aufsteigende Sterne behandelt) besaßen damals eine enorme Anziehungskraft und motivierten Viele zum Studium der Soziologie. Selbst wenn auch in etablierten Disziplinen Erscheinungen des Personenkults nicht unbekannt sind, war dieses Ausmaß an Personalisierung, war die Aura, die die Stars des jungen Fachs um sich verbreiteten, doch ungewöhnlich. Auch diese Bedeutung einzelner Personen erklärt sich zu einem guten Teil aus der Jugendlichkeit des Fachs. Wenn es einem einzelnen Autor gelingt, ein entstehendes Fach zu repräsentieren und seine Möglichkeiten aufzuweisen, dann kann er dadurch ein Charisma gewinnen, das ihn aus dem alltäglichen Grau des Wissenschaftsbetriebes heraushebt. Wenn wir die Texte der damaligen Autoritäten heute lesen, dann erscheint uns Vieles nicht mehr so aufregend – damals war es das aber. Die Studentenbewegung mit ihrem Bedürfnis nach charismatischen Führern verstärkte diese Personalisierungstendenzen noch.

In den Seminaren kam es zur Duplikation der großen Männer in Gestalt einer noch größeren Zahl oft sich zornig gebender junger Männer. Man darf ja nicht vergessen, dass die Universität damals noch deutlich durch Männer dominiert wurde. Frauen gab es zwar auch, aber sie bildeten die klare Minderheit. Diese jungen Männer, die sich ihren Idolen manchmal bis in den äußeren Habitus hinein anglichen (ich selber habe allerdings versucht, das zu vermeiden), diskutierten oft in einem sehr aggressiven Stil miteinander. Der Ton war ruppig; man konnte manchmal den erhöhten Testosteronspiegel förmlich mit Händen greifen. Heute ist die Situation ganz anders: Nicht die Männer, sondern die Frauen bilden – in unserer Fakultät jedenfalls – die Mehrheit. Gleichzeitig geht es in unseren Seminaren

sehr viel vernünftiger, höflicher und zivilisierter zu – aber eben auch braver und harmloser. Manchmal frage ich mich, ob diese beiden Veränderungen nicht miteinander zusammenhängen, aber es gibt natürlich viele mögliche Erklärungen dafür.

Man könnte fragen: Warum habe ich eigentlich keinen soliden Beruf, zum Beispiel Medizin, Jura, Bankwesen oder Theologie ergriffen? An eine Banklehre habe ich, neben der Psychologie, manchmal gedacht, für den Fall, dass alles andere nichts wird, aber wohlwollende Menschen in meiner Umgebung haben mich Gott sei Dank davon abgebracht. Auch zur Theologie muss ich ein paar Worte sagen. Es gibt das Vorurteil, dass Soziologen verhinderte oder abtrünnige Theologen sind. Dieses Vorurteil ist keineswegs aus der Luft gegriffen; ein Anzeichen dafür ist, dass viele Autoritäten unseres Fachs aus Pfarrhäusern stammen. Parsons und Mead waren Pfarrerssöhne, Durkheim war der Sohn eines Rabbiners und selbst Karl Marx hatte einen theologischen Hintergrund, nämlich über seine Mutter, die aus einer holländischen Rabbinerfamilie stammte. Ich könnte aus dem Stegreif eine Handvoll meiner Kollegen und Freunde nennen, auf die dieses Muster ebenfalls zutrifft, und auch bei mir selbst spielte es eine Rolle. Mein Vater war zwar kein Theologe, aber meine beiden Großväter waren evangelische Pfarrer. Beide haben vor dem 1. Weltkrieg hier in Tübingen studiert. Einer der beiden (der Vater meiner Mutter) brachte es zu akademischen Würden; vor Kurzem ist eine preisgekrönte Dissertation über ihn an der hiesigen evangelisch-theologischen Fakultät erschienen. Vor diesem Hintergrund hätten es meine Eltern gern gesehen, wenn auch ich in die Fußstapfen der Familientradition getreten wäre und Theologie studiert hätte. Das habe ich auch ernsthaft geprüft und die einschlägige Literatur zur Einführung in das Theologiestudium gelesen. Diese Literatur aber – das sah ich bald – setzte eine positive Entscheidung in den beiden zentralen Fragen, die mich beschäftigten, schon voraus, nämlich: Soll man sich wirklich sein ganzes Leben lang auf diesen Beruf festlegen? Und: Ist es mit dem evangelischen und christlichen Glauben nicht überhaupt eine etwas schwierige Sache? Ich bekam keine Antwort auf diese Fragen, und da sah ich, dass dies nichts für mich war. Ich wollte mich nicht auf heilige Schriften verpflichten lassen und wollte meinen Verstand ohne solche Rückversicherungen gebrauchen dürfen. Außerdem interessierte ich mich ohnehin nicht sehr für bloße Texte; das geduldige Studium alter Sprachen war mein Ding nicht. Mich interessierte die Wirklichkeit, und zwar die heu-

tige Wirklichkeit, nicht die des Palästina vor 2000 Jahren. Ich war nie ein großer Anhänger von Helmut Schelsky, aber unter seinen Veröffentlichungen findet sich eine Aufsatzsammlung aus dem Jahr 1965 mit dem Titel: »Auf der Suche nach Wirklichkeit«. Das traf den Nagel auf den Kopf. Das Interesse an der erfahrenen und nicht durch theologische oder philosophische Begrifflichkeiten gefilterten sozialen Wirklichkeit war ein wesentliches Motiv für viele (mich eingeschlossen), sich der Soziologie zuzuwenden. Ralf Dahrendorf erzählt in seiner Autobiographie, dass »für uns alle empirische Sozialforschung und soziologische Analyse zunächst eine große Entdeckungsreise waren. Wir hatten uns von einer allzu ätherischen Geisteswissenschaft befreit und genossen die handfestere Welt der Sozialwissenschaften« (Dahrendorf 2002: 180). Man darf nicht vergessen, dass die Nazizeit und der Krieg mit allen ihren Zerstörungen noch gar nicht so lange zurück lagen. Ich gehöre zwar zu jener Generation, die das nicht mehr selber erlebt hat, aber die Ruinen waren ja durchaus noch zu sehen. Vor diesem Hintergrund musste die traditionelle Theologie, Philosophie und Kulturwissenschaft mit ihrem schweren geistigen Gepäck hohl erscheinen – vor allem natürlich dort, wo sie weitermachte, als sei nichts geschehen.

Nun könnte man in der Rückschau sagen, dass auch die Frankfurter Soziologie im Jahr 1968 nicht gerade ein Hort autonomer kritischer Betrachtung der Wirklichkeit war. Die Bibel wurde – so sahen es Kritiker – nur durch andere heilige Schriften ersetzt. Aus heutiger Sicht ist das zweifellos nicht ganz falsch, aber man muss doch sagen: Es waren wenigstens von uns selbst gewählte heilige Schriften. Auch mit der Wirklichkeitsorientierung war es nicht so weit her. Von Adorno, dessen Vorlesung zur Einleitung in die Soziologie ich hörte, war ich im Grunde enttäuscht. Denn bei ihm war zwar viel von der Soziologie die Rede, über ihren Unterschied zur Psychologie einerseits, zur Philosophie andererseits, auch dass sie die Fallstricke des Individualismus einerseits, andererseits aber auch die des Holismus vermeiden müsse, usw. Aber die Gesellschaft selbst, die Wirklichkeit, kam bei ihm kaum vor, so schien es mir wenigstens. Und auch mit Habermas, der damals gerade an seinen Studien zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus arbeitete, war ich trotz seiner beeindruckenden Gelehrsamkeit nicht ganz zufrieden. Mir gefiel die Art nicht, wie er seine weit ausholenden Theorieentwürfe über ganze historische Epochen hinweg spannte, ohne dass man von der Geschichte selbst etwas erfuhr. Aber allmählich fand ich doch, was ich suchte, vor allem in der damals von Ger-

hard Brandt und Jürgen Ritsert vertretenen empirischen Industriesoziologie und in der Politischen Ökonomie. Um mich auf meine Diplomarbeit über den linken Keynesianismus vorzubereiten, hörte ich auch finanzwissenschaftliche Vorlesungen bei Fritz Neumark. Schon damals habe ich mich nicht als reiner Soziologe gefühlt, sondern als Grenzgänger zwischen Soziologie und Ökonomie. Aber gleichwohl begann ich, mich mit der Soziologie anzufreunden.

Wie macht man in einem jugendlichen Fach Karriere? In etablierten Disziplinen ist die Situation noch vergleichsweise übersichtlich. Die Konturen des Faches sind ja in den Grundzügen zumindest bekannt, das heißt: der Gegenstand, die wichtigsten Teilgebiete, die zentralen theoretischen und methodischen Ansätze, die Personen, die sie vertreten. In diesem Feld sucht man sich seine Nische, sein Spezialgebiet und braucht dabei natürlich auch Kontakte und Unterstützer. Indem man sich in seinem Spezialgebiet einen Namen macht, wächst man dann in das Fach als Ganzes hinein. In einem jugendlichen Fach wie der Soziologie war das nicht völlig anders, aber es gab doch charakteristische Unterschiede. Das Fach befand sich gerade in den siebziger Jahren in einer Phase rascher Expansion. Immer neue Arbeitsgruppen und Initiativen tauchten auf und reklamierten Stellen und Forschungsmittel: Die Sozialindikatorenforschung, die soziologische Arbeitsmarktforschung, die interpretative Sozialforschung, die Wissenssoziologie, die Familiensoziologie, die Frauen- und Geschlechterforschung. Und auch schon der »Theorienvergleich« inklusive der vor allem durch Tenbruck und Schelsky vorgetragenen Selbstkritik des Faches war in vollem Gange. Die Konturen des Faches waren also alles andere als klar und befanden sich in rascher Entwicklung und Veränderung, und erst recht für Neulinge wie mich war es schwierig, das Ganze zu erfassen. Was gehörte überhaupt dazu, was nicht? Es gab auch kaum allgemein anerkannte Maßstäbe für Kompetenz und Reputation.

Vor diesem Hintergrund ist die zentrale Bedeutung akademischer Netzwerke für die individuelle Orientierung und Karriere jüngerer Wissenschaftler gerade in der Soziologie zu erklären. Netzwerke gibt es natürlich in allen Wissenschaften, aber in der Soziologie waren und sind sie von ganz besonderer Bedeutung. Denn in einem jugendlichen Fach wie der Soziologie stellen akademische Netzwerke nicht einfach Schwerpunkte und Spezialgebiete in einem größeren Ganzen dar, in dem sie einen klar definierten Ort haben. Angesichts der Unübersichtlichkeit des Ganzen repräsentieren

sie es vielmehr und treten in einem gewissen Sinn sogar an dessen Stelle. Das Netzwerk bildet einen eigenen wissenschaftlichen Kosmos. Es beschränkt sich nicht darauf, sein Spezialgebiet zu entwickeln, sondern entwickelt seine eigenen Vorstellungen von der Soziologie und der Gesellschaft insgesamt. Die unüberschaubare Komplexität des Faches wird durch die überschaubare Welt des Netzwerkes ersetzt, und so werden die zentralen Fragen, die man als angehender Wissenschaftler hat, in eine lösbare Form gebracht: Wer gehört dazu, wer ist draußen? Wer ist wichtig, wer unwichtig, wer ist Freund, wer ist Feind? Was ist wichtig, was muss man lernen, was ist unwichtig und kann ignoriert werden? Im groben Überblick konnte man zwei Typen von Netzwerken unterscheiden: Entweder sie entwickelten sich um einen der erwähnten großen Männer, oder sie bildeten sich um ein sachliches Forschungsgebiet, wobei dann freilich auch Personen eine zentrale, wenn auch meist nicht ganz so dominante Rolle spielen konnten. Das Wachstum der Soziologie seit den siebziger Jahren lässt sich vor allem als Wachstum und Vervielfältigung solcher Netzwerkstrukturen beschreiben, wie man sie an der rasanten Zunahme der Zahl der Sektionen im Rahmen der DGS ablesen kann. Diese »Sektionalisierung« barg in sich die Tendenz zur Zersplitterung und konnte geradezu sektenförmigen Charakter annehmen. Auf dem Bremer Soziologentag von 1980 sprach Joachim Matthes ähnlich wie auch schon Norbert Elias von einer Neigung zur »Zirkel-, ja Sektenbildung«, die eher auf die Förderung des jeweiligen inneren Konsenses denn auf den Fortschritt in der Gesamtdisziplin hin orientiert sei (Matthes 1980: 24).

Auch in meinem beruflichen Werdegang spielten solche »Sektionen« oder, wie ich neutraler sagen würde: Netzwerke eine wichtige Rolle. In meinem Fall war es vor allem die Industrie- und Betriebssoziologie, später kam die sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung dazu. Die Sektion Industrie- und Betriebssoziologie stellte eine der ältesten und einflussreichsten Sektionen in der deutschen Soziologie dar. Es war ein primär an sachlichen Themen orientiertes Netzwerk, wenn auch hier Personen – Burkhard Lutz, Ludwig von Friedeburg – eine zentrale Rolle spielten. Ich war als Mitarbeiter in mehreren DFG-geförderten Forschungsprojekten am Frankfurter Institut für Sozialforschung in dieses Netzwerk eingebunden und habe dies lange Zeit als produktiv empfunden und mich dort wohl gefühlt, zumal es nicht nur national, sondern auch international vielfältige Anschlussmöglichkeiten gab.

Aber man kann nicht sein ganzes Leben lang Projektmitarbeiter bleiben. Auf die Dauer kann eine solche Existenz recht frustrierend werden, nicht nur wegen der ökonomischen Unsicherheit, sondern auch weil der subjektive Grenznutzen der Bearbeitung des gleichen Forschungsfeldes nach immer feiner differenzierten Fragestellungen und mit fortschreitend subtileren Instrumenten abnimmt. Wenn man aber aus der Projektabhängigkeit hinausstrebt, wie auch ich das nach einer Weile tat, musste man auch bereit sein, sich von der vertrauten Welt des eigenen Netzwerkes zu lösen. Man muss sich auf andere Netzwerke einlassen, die ganze Komplexität des eigenen Faches erst entdecken. Auslandsaufenthalte und Stellenwechsel können diesen Ablösungsprozess fördern, und damit auch die Fähigkeit zur Reflexion und Außenbetrachtung des eigenen Netzwerkes. Bei mir geschah das in drei Etappen, die mir bei diesem Abnabelungsprozess sehr geholfen haben: Über einen zweijährigen Aufenthalt an der Tohoku-Universität in Sendai/Japan, einen dreieinhalbjährigen am Wissenschaftszentrum in Berlin und schließlich durch meinen Wechsel nach Tübingen im Herbst 1989.

Ich mache nun einen Sprung und komme direkt zur Situation hier in Tübingen. Kaum etwas scheint der Emanzipation aus dem je eigenen wissenschaftlichen Netzwerk so förderlich zu sein, wie die Rolle des akademischen Lehrers. Man muss ja nun ernsthaft das Fach als Ganzes mit seiner ganzen unabgeschlossenen Jugendlichkeit und Dynamik in den Blick nehmen. Der Zwang dazu ist besonders fühlbar in kleinen Instituten wie unserem in Tübingen, in dem ja wenige Lehrende versuchen müssen, ein großes Gebiet abzudecken. Das habe ich als eine beträchtliche Herausforderung erlebt. Die Studierenden spielen dabei eine wichtige, produktiv verunsichernde Rolle. Sie gehören ja noch nicht irgendeinem Netzwerk an, sondern möchten erst einmal wissen, was es mit dem Fach insgesamt auf sich hat. Und sie wählen auch ihre Themen über das ganze Spektrum des Faches hinweg, was man ihnen nicht gut zum Vorwurf machen kann. Man kann dann nicht immer nur sagen: Das ist nicht mein Gebiet. Gerade als Lehrender gerät man damit in einen nie gekannten Druck, zu lernen und sich weiterzuentwickeln. Das kann sich auch in der Forschung sehr produktiv auswirken. Ich möchte also betonen, dass ich von dem von den Studierenden ausgehenden Lerndruck sehr profitiert habe und bin dankbar dafür.

Dies alles könnte sehr schön sein, aber in der Realität mischen sich doch einige Wermutstropfen hinein. Die Hochschul- und Studienreformen der letzten 10 Jahre haben eine Bürokratisierung der Lehre, eine Orientierung von Forschung und Lehre an quantitativen Effizienzkriterien zur Folge gehabt. Das geht so weit, dass die industriellen Methoden des Arbeits- und Zeitstudiums nun auch auf die universitäre Lehre übertragen werden. Auch ich musste so genannte »Modulhandbücher« für das Bachelorstudium schreiben und Zeitvorgaben für die Erstellung von Seminararbeiten fingieren; selten in meinem Leben hatte ich das Gefühl, etwas Unsinnigeres zu tun. Wir sind gezwungen, immer mehr Arbeit für völlig unproduktive Zwecke zu leisten. Die informationstechnische Durchdringung und Bürokratisierung der Lehre führt, in Verbindung mit den immer neuen Personalkürzungen, zur Standardisierung: Wir setzen den Studierenden ein festes Programm vor, das dann nur noch auswendig gelernt und abgeprüft wird. Die Studierenden passen sich dem nolens volens an und wollen dann auch nur noch mit Wissen abgefüllt werden.

Dazu kommen die Zwänge der Drittmittelwerbung und die zunehmende Finanzialisierung auch der Forschung. Der Erfolgsdruck führt zur Orientierung von Forschungsanträgen am kleinsten gemeinsamen Nenner allgemein akzeptierter Forschungsansätze und zu einem primär sicherheitsorientierten Typ von Forschung, der den Konventionen des je eigenen Netzwerkes folgt und damit die herrschende Tendenz zur Sektionalisierung noch weiter befestigt. Erfolgsträchtig erscheinen ja vor allem die wenig riskanten Anträge, die bekannte Forschungsansätze immer feinsinniger ausdifferenzieren und auf die Zustimmung der je eigenen Forschergemeinde bauen können. Aber man merkt es den Anträgen an, wenn sie primär des Geldes wegen geschrieben werden, auch dann, wenn sie mit dem vorauseilenden Selbstlob der »Exzellenz« ausgeflagt sind. Sie wirken wie mit der heißen Nadel gestrickt, werden immer oberflächlicher, käuen manchmal nur noch Truismen wieder, wie ich selbst in meiner Zeit als Mitglied des Fachkollegiums Sozialwissenschaften bei der DFG erleben musste. Die Zahl der Anträge nimmt stetig zu, die Bewilligungsquote jedoch ebenso stetig ab. Fast könnte man hier von einer Tendenz zum Aufbau einer Forschungsblase analog zu Finanzmarktblasen sprechen.

Es lässt sich eine unheilvolle Verknüpfung zwischen der Bürokratisierung der Wissenschaft und den negativen Seiten der Jugendlichkeit unseres Fachs feststellen. Von oben her werden wir zu beständiger Betriebsamkeit angehalten. Durch die Karotte finanzieller Anreize einerseits, die Peitsche

von Stellen- und Mittelkürzungen andererseits sollen wir zu mehr Leistung und Innovation angetrieben werden. Eine Innovation jagt die andere, und gerade in Kraft getretene Reformen müssen sogleich wieder reformiert werden. Gerade den Sozialwissenschaften scheint die Aufgabe zugedacht zu sein, den Hochschulpolitikern das Bild rastloser Dynamik und Innovationsfreude, das diese von sich selber haben, auch zurückzuspiegeln. So leiden wir nicht nur an unserer Jugendlichkeit, sondern auch an einer aufgesetzten, künstlich durch die Hochschul- und Wissenschaftspolitik inszenierten Jugendlichkeit, die dann auch wieder greisenhaft anmutet.

Wir können nun aber unserer Jugendlichkeit nicht entrinnen, und das sollte kein Anlass sein, nur zu jammern und zu klagen. Die Jugendlichkeit der Soziologie – und das ist die These, mit der ich schließen will – ist der Preis, den wir für ihre Orientierung auf die Wirklichkeit zu zahlen haben. Trotz des Bildes der Zersplitterung und Sektionalisierung, das unser Fach heute bietet, trotz der Grabenkämpfe, die wir unter uns austragen, kann gesagt werden: Die Soziologie ist die einzige wissenschaftliche Disziplin, die sich dem Problem der Erkenntnis der sozialen Wirklichkeit in vollem Umfang, methodisch wie inhaltlich, stellt. Denn die soziale Wirklichkeit besteht nicht bloß aus Sprache, Kommunikation und Kultur, ebenso wenig und erst recht nicht lässt sie sich einfach aus biologischen Gesetzmäßigkeiten ableiten. Sie ist eine Welt eigener Art zwischen Natur und Kultur, die auch auf eigene Weise erschlossen werden will. Ein umfassendes methodisches Bewusstsein und Instrumentarium dafür hat nur die Soziologie entwickelt.

Aber die gesellschaftliche Wirklichkeit selbst lässt sich nicht in ein System bringen, sondern wartet mit immer neuen Überraschungen auf. Wir erleben gerade heute wieder eine solche Überraschung in Gestalt der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise. Mit bloßem Modellwissen, das nur unsere vergangenen Erfahrungen analytisch aufbereitet, kommen wir hier nicht weiter, wie die Ökonomen erleben mussten. Auch der Rekurs auf die Biologie, wie ihn manche Ökonomen heute versuchen – Akerlof und Shiller zum Beispiel beschwören in Anlehnung an Keynes die »animal instincts« –, wird nicht helfen. Der Appell an Werte und Moral andererseits, wie er von Theologen und Philosophen zu hören ist, wird ebenfalls allein kaum den Weg aus der Krise weisen können. Es hilft ja nichts, einfach nur Personen zu Sündenböcken zu machen – so, als ob das System »an sich« in Ordnung wäre, und die ganze Krise nur auf menschliche Unvollkommenheiten zurückginge. Individuen handeln immer unter dem Ein-

fluss von Strukturen, auch wenn diese Strukturen ihrerseits ohne Zweifel von Menschen gemacht sind und auch durch sie verändert werden können. Diese Krise hat ja erst begonnen, und sie wird – da bin ich sicher – den Bedarf an wirklichkeitsorientierter soziologischer Analyse beträchtlich steigern. Insofern wird es für uns und auch für mich weiterhin viel Arbeit geben. Um die Zukunft unseres Fachs ist mir nicht bange.

Literatur:

- Dahrendorf, R. (2002): *Über Grenzen. Lebenserinnerungen*. München: Beck.
- Lepsius, M.R. (1979): Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 bis 1967. In: G. Lüschen (Hg.), *Deutsche Soziologie seit 1945. Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug*. Sonderheft 21 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen: Westdeutscher Verlag, 25–70.
- Matthes, J. (1981): Soziologie: Schlüsselwissenschaft des 20. Jahrhunderts? In: J. Matthes (Hg. im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Soziologie), *Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. deutschen Soziologentages zu Bremen, Frankfurt a.M.: Campus, 15–27*.
- Weber, M. (1982): Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre* (hg. von J. Winkelmann), 5. Auflage, Tübingen: Mohr, 146–214.